



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Biographien und Briefwechsel

Klaus Groth war schon fast ein Vierziger, als er im Hause seines „Kieler Badefreundes“, des „Ohms“ Louis Köster, Doris Finte, seine spätere Frau, kennen lernte. Sieben Wochen lebten sie in Düsternbrook bei Kiel unter einem Dach und waren den ganzen Tag zusammen, wie Groth selbst mit wenigen, zurückhaltenden Worten in seinen „Lebenserinnerungen“ erzählt. Wie innig und tief die Liebe des Dichters war, zeigten die Gedichte an seine Frau, die der Jünger erst 1893 im vierten Band der Gesamtausgabe seiner Werke veröffentlichte; die **Briefe Klaus Groths an seine Braut**, die wir der Sorgfalt Hermann Krumms nun auch in Buchform verdanken (Braunschweig, George Westermann. Preis M. 4.—), bestätigen, wieviel dem schon Ergreifenden diese Liebe bedeutete, die ihn mit neuem Lebensmut besetzte und trotz aller Schwierigkeiten wieder froh in die Zukunft blicken ließ. Aufgeregt setzen die Briefe ein, sie zeigen die tiefe Erschütterung des Dichters, die auch der Wechsel der Anrede verrät; er nennt die Geliebte bald Du, bald Sie. Der ernste Mann wird weich, vor Tränen in den Augen kann er kaum schreiben. Er glaubte nicht mehr ans Glück. „Nun hat Deine Liebe mich beschlichen, wie der Frühling die Erde.“ Auch später, nachdem er ruhiger geworden, klingt immer wieder durch, wie sehr ihn seine Liebe beseligt. In diesen lyrischen Bekenntnissen, die Wärme, Innigkeit und Wahrheit in seltenem Maß aufzeigen, liegt ein nicht geringer Reiz des Buches. Mit schrankenloser Offenheit und staunenswerter Ausführlichkeit teilt er sich der Geliebten mit, wir lernen sein ganzes Wesen kennen, wir werden mit seiner Umgebung vertraut, mit den Menschen, die um ihn leben. Er spricht von seinen Aussichten für die Zukunft, erzählt von seinen Erfolgen als Dozent und von seinen hoffnungsvollen Bemühungen, Müllenhoffs Nachfolger an der Universität zu werden. In dieser Erwartung sah er sich schließlich doch getäuscht. Er schlägt Lektüre vor, Nibelungenlied und Walter von der Vogelweide, Schillers philosophische Schriften und dann wieder Cha-

lybaeus' Geschichte der spekulativen Philosophie oder auch Adolf Stahr's Lessingbiographie. Man sieht, seine Frau sollte ihm auch geistig Gefährtin sein. Häufig legt er innige Gedichte bei. Gern gedenkt er der Liebe und Anerkennung, die ihm von allen Seiten zuteil wird, von hoch und niedrig. Auch von seinen dichterischen Plänen für die Zukunft spricht er, allerdings nur in unbestimmten Andeutungen. Denn als Dichter fühlt er sich, nicht als Professor; bei allem Eifer, den er auf seine akademische Tätigkeit wendet, fühlt man stets, daß ihm das Lehramt doch nur eine angesehene bürgerliche Stellung gewährleisten soll. Auf die Ausnahmestellung, die er unter Deutschlands Dichtern einnimmt, ist er stolz; er empfindet sich als einen Markstein in der Geschichte der Dichtung, was sich vielleicht am deutlichsten in der Schilderung zeigt, die er der Braut von seiner Auffassung des Dichterberufs gibt. Die naive Dichtungsweise erscheint ihm trotz Schiller als die einzig richtige. Doch auch Goethe sei noch nicht naiv im Sinne der Naturdichtung, auch er wolle sich, seine Welt, seine Weltanschauung realisiert wissen, er erstrebe etwas und wolle nicht bloß darstellen. Seitdem sei unsere Poesie nur Konfession im weiteren Sinn. „Und da steht mein Standpunkt, dort ist mein Schritt, den ich vorwärts thue, den man später als Fortschritt erkennen wird: so weit es jetzt möglich ist, lasse ich nur Objekte und Gefühle für sich reden, ich bin nicht dabei, mich erkennt man nicht, wer ich bin, sieht man nicht an meinen Gedichten, nicht ob ich jung oder alt, gelehrt oder naiv bin, nicht wie mir zu Muthe ist, als etwa im Ganzen, Großen.“ Das Sentimentalische sei im Hochdeutschen der Sprache als Charakter aufgeprägt, „daher eben dichtete ich plattdeutsch, hier spricht das Volk, nicht ich“. Man wird die Einseitigkeit dieses Standpunktes, den Groth auch in den „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ vertritt, nicht übersehen, aber man wird auch zugeben müssen, daß in dieser Einseitigkeit ein gut Teil der Größe des Luidborndichters liegt. So zeigen uns diese Briefe den Dichter in seiner Größe wie in seiner Grenze, vor allen Dingen aber zeigen sie uns ihn als echten und wahren

Menschen; der menschliche Wert dieser Briefe ist nicht leicht hoch genug anzuschlagen.

Dr. Hans Körnchen=Wilmersdorf

Zwei Frauen haben im letzten Jahre von berufener Seite eine eingehende Würdigung empfangen, zwei Frauen, die zeitweise im Interesse der Mitwelt und Nachwelt gestanden haben, nicht um ihrer selbst, sondern um der Männer willen, denen ihre Liebe im weitestgehenden Maße gegolten hat.

(**Wilhelm Bode: Charlotte von Stein. Bruno Hennig: Elisa Radziwill.** Ein Leben in Liebe und Leid. Beide im Verlag von Mittler u. Sohn, Berlin.) Wie sehr beide von jeher die Aufmerksamkeit des Historikers in Anspruch genommen haben, allein ihrer Beziehungen zu dem Fürsten und dem Dichter wegen, wie sehr sie aber auch verdienen, um ihrer selbst willen gekannt zu werden, beweisen diese beiden Bücher. Es ist so ganz verschieden, wie die Frau Oberstallmeisterin in Weimar den Dr. Goethe kennen, lieben und verlieren lernt, und wie Prinzess Elisa aus dem harmlosen Jugendspielen und Wetter einen Freund und Verlobten gewinnt, der einem höheren Befehle als dem seines Herzens folgend sie wieder verlassen muß. Die Beziehungen Goethes zu Christiane haben eine Entfremdung zwischen dem Dichter und seiner Freundin herbeigeführt. Mit den Jahren hat sich die Entfremdung wohl etwas gehoben, die alte Freundschaft ist nicht wieder in ihrer ganzen Lebendigkeit aufgelebt. Prinz Wilhelm, der nachmalige Kaiser Wilhelm I., hat seiner Jugendfreundin und liebsten Lebensgefährtin Lebewohl sagen müssen. Die beiden Fürstinnen haben sich noch oft wiedersehen müssen; von ihrer Liebe hat nie mehr die Rede sein dürfen. Eine in Aussicht stehende anderweitige Vermählung — mit dem Fürsten Schwarzenberg — hat die Prinzessin Elisa wohl zeitweise auf andere Gedanken bringen können. In der Tat aber ist ihre erste Liebe auch ihre letzte gewesen, wie das auch bei dem Anfall zu bemerken ist, der sie im Palaste des Prinzen Wilhelm, in den Gemächern seiner Gemahlin, der Prinzessin Augusta, getroffen, der sie in die Arme des Todes geführt.

Frau von Stein ist nach einem, zwar an bitterer Not und vielfachen Leiden nicht armen,

im ganzen aber reichsegneten Leben, über achtzig Jahre alt, dahingegangen. Ihr Biograph gibt uns in seinem stattlichen Buche eine Fülle von Einzelheiten, die scheinbar nur locker aneinandergereiht sind. Aber die Idee, die dem Werke zugrunde liegt, tritt doch klar zutage: Die Frau, die unserem großen Dichter lange Zeit alles und dann wieder fast nichts sein konnte, hat doch „damals in Weimar“ fast drei Generationen hindurch im eigentlichen Mittelpunkte gestanden, bis sie gänzlich vollendet die Augen geschlossen hat und in den Schlaf eingegangen ist, den sie so sehr herbeisehnte.

Elisa Radziwill aber hat nach dem Fehlschlagen ihrer Liebesträume das jähe Geschick ereilt, das den meisten Gliedern ihrer herrlichen Familie beschieden ist. Diese zarte, reine Gestalt, die unter den Ihrigen wie ein Engel zu wandeln schien, ist frühe eingegangen zu ihrem Erlöser. Gerne hat sie sich den pietistischen Neigungen des ihrem Hause befreundeten Grafen Anton Stolberg hingegeben oder sich mit ihrem väterlichen Freunde Gerlach über die Vergänglichkeit alles Irdischen unterredet. Ihr starker Christenglaube hat ihr ein Scheiden von dieser Welt leicht gemacht.

Der Verlag hat beiden Werken die größte Sorgfalt und beste Ausstattung zuteil werden lassen; mehrere wenig oder gar nicht bekannte Bilder in guter Wiedergabe erhöhen den Wert der Bücher. L.

### Bildende Kunst

**Impressionismus.** Ein Problem der Malerei in der Antike und Neuzeit von **Werner Weisbach.** Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1910. Band I.

Seit kurzer Zeit macht sich in der Kunstwissenschaft, die in einem Chaos von Spezialistenarbeiten unterzugehen droht, die Tendenz bemerkbar, eine Tatsachenreihe nach einem bestimmten Gesichtspunkte zusammenzufassen und auf diese Weise das immer mehr anwachsende Material übersichtlich und fruchtbringend zu gruppieren. Dieser Tendenz folgend hat Weisbach das unsere Zeit so lebhaft interessierende Problem des Impressionismus herausgegriffen und dessen Erscheinung und Behandlung in alter und

junger Vergangenheit betrachtet. In der sehr richtigen Erkenntnis, daß es sich hier nicht um einen logisch feststellbaren Begriff, sondern um einen Komplex realer künstlerischer Bestrebungen handelt, sucht er nicht Annäherungen an eine apodiktisch festgesetzte höchste Form des Impressionismus auf, sondern geht dem mehr oder weniger deutlichen, vereinzelt oder vereinigten Auftauchen symptomatischer Teilprobleme nach wie: unmittelbar frappierende illusionistische Wirkung, Wiedergabe von Bewegung und momentanen Reize, denen sich Probleme des Fernbildes, des Kleinair und der Technik ein- oder unterordnen. Durch strenge Vermeidung jeglicher Dithyrambit sowie der neuerdings so beliebten und meist so problematischen, wenn nicht gar platten Entwicklungs- und Beeinflussungsspekulationen berührt dies in vornehmer Gemeinverständlichkeit abgefaßte, gut ausgestattete Buch ungemein sympathisch, doch wird sich eine ausführliche Besprechung besser an das Erscheinen des zweiten Bandes anschließen, der die Kunst Ostasiens und die Moderne seit Delacroix behandeln wird. S.

### Musik

**Otto Klauwell, Geschichte der Programmmusik von ihren Anfängen bis zur Gegenwart.** Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Der Verfasser dieser jetzt sehr zeitgemäßen Untersuchungen weist den Leser auf das Seltsame der Tatsache hin, daß er als „grundsätzlicher Gegner“ sich in diesen Stoff und seine Entwicklung vertiefe. Die Untersuchungen gestalten sich denn auch zu einer Art Nachprüfung der Auffassung, die zwar die kunsthistorische Notwendigkeit der Programmmusik bestreitet, sie aber doch in bestimmten Formen und Äußerungen vollwertig gelten läßt. Mit Recht stellt Klauwell fest, daß auch den Besten wie Haydn, Beethoven, Mendelssohn, Schumann, Spohr ein nicht geringer Anteil an diesen Bestrebungen zukomme, die seit den Zeiten der Matthias Hermann, Nicolas Gombert und Clement Jannequin besonders in Deutschland und Frankreich und erst über diese Fährte hinweg in späterer Zeit in den übrigen Kulturländern gepflegt werden. Erwähnt sei die Erläuterung eines

Werkes von Gregor Jos. Werner, dem Vorgänger Haydns im Esterhazy'schen Kapellmeisteramt: „Neuer und sehr curios-Musikalischer Instrumental-Kalender, Partitienweiß mit zwei Violinen und Basso in die zwölf Jahr=Monat eingetheilt, und nach eines jedwedem Art und Eigenschaft mit Bizzarren und seltsamen Erfindungen herausgegeben“.

Schumann, der Phantasiebeschwingte, der die Brücke von der romantischen zur Programmmusik schlägt, wird als Zeuge gegen programmatische Übertreibungen aufgerufen. Bei Berlioz, Bizet, Wagner und ihrer Gefolgschaft wird im einzelnen Wert und Unwert untersucht, bis bei Richard Strauß die Entscheidung fällt. Naturgemäß bietet diese Darlegung besonderes Interesse. Von dem Punkt des Strauß'schen Richtungswechsels, der sinfonischen Phantasie „Aus Italien“, bis zur Sinfonia domestica werden die Werke aufgerollt und inhaltlich bewertet. Klauwell neigt mehr zu den in Variationenform gehaltenen Dichtungen „Eulenspiegel“ und „Don Quixote“ und läßt „Also sprach Zarathustra“ und das „Heldenleben“ nur bedingt gelten, kommt aber freilich zu dem Schluß, daß Richard Strauß diese Richtung einschlagen mußte, um seine „geniale Sonderbegabung“ zum vollen Ausdruck zu bringen. Die Nachahmer weist er mit Recht zurück und stellt als Ergebnis der Untersuchungen fest, daß der eigentliche Wert aller Programmmusik darin zu suchen sei, „daß sie in ihrem notwendigen Bestreben, die Ausdrucksfähigkeit der Musik zu steigern, zu vermannigfaltigen und zu differenzieren, zur Auffindung neuer Mittel führen muß, die, in maßvoller, künstlerisch begrenzter und regulierter Verwendung, auch der absoluten musikalischen Kunst zugute kommen müssen“.

Dr. W. Kleefeld=Berlin

### Offizier- und Beamtenfragen

**Schaffung und Heranbildung der Führer für den Krieg.** Wenn wir in der anerkannten Überalterung des Offizierkorps auch noch nicht so weit gekommen sind, wie Preußen vor dem Jahre 1806, so sind doch die Beförderungsverhältnisse im letzten Jahrzehnt so schlecht geworden, daß es zweifellos an der Zeit ist, sich an die Bedingungen des

Erfolges im Kriege ernstlich wieder zu erinnern. Die Angaben in Heft 10 der Grenzboten entsprechen leider den Tatsachen. Bewaffnung und Ausbildung sind bei den großen Militärmächten allgemein auf so hoher Stufe der Vervollkommnung, daß die geringen Unterschiede in dieser Richtung für den Ausgang eines Krieges ohne entscheidende Bedeutung bleiben. Die Führung und die moralischen Größen, der kriegerische Geist, sind es, die zum Siege führen.

Ebenso wie in unserem großen Kriege 1870/71 sind durch die Siege und Niederlagen des jüngsten, des russisch-japanischen Krieges die schlagendsten Beweise dafür erbracht, daß der Geist der Führung oben und unten in erster Linie siegbringend ist, und daß mit ihm der Geist der Truppe in untrennbarer Wechselwirkung steht.

Die erste Forderung für ein kriegstüchtiges Heer muß sein: Verantwortungsmutige, selbsttätige Führer in allen Graden. So sehr die Erfahrung zunehmender Dienstjahre geeignet ist, das „Wägen“ zu vertiefen und je nach der Persönlichkeit die Klarheit und Schärfe des Urteils zu heben, so wird doch anerkannt werden müssen, daß das „Wägen“, der verantwortungsfreudige Mut, aus eigenster Entschlossenung zu handeln und Befehle von oben nicht erst abzuwarten oder nach Umständen von ihnen abzuweichen, ein besonderes Geschenk der Jugend ist.

Im menschlichen Leben gibt es Höhepunkte der Entwicklung für Verstand und Charakter, die je nach der Veranlagung des einzelnen früher oder später eintreten. Die Erfahrungen im alltäglichen Leben ebenso wie die Beobachtungen in der Geschichte der Völker haben mir die Überzeugung gegeben, daß die Höhepunkte in der Entwicklung der Charaktereigenschaften sehr viel früher erreicht werden als in der Entwicklung der Verstandeskraft. Und nicht selten habe ich die Erfahrung machen können, daß der andauernde Kampf des Lebens mit den Jahren den Charakter müde macht und vor allem diejenigen Charaktereigenschaften zum Kränkeln bringt, deren der Führer im Kriege vor allen anderen bedarf: Verantwortungsmut und Entschlossenheit.

Die Tatsache, daß unsere Führer im Jahre 1870 zum großen Teil nicht wesentlich

jünger waren als unsere Generale von heute, darf uns nicht davon abhalten, unserer Armee jugendliche Führer, vor allem in den mittleren Stellen, zu geben. Wir dürfen nicht vergessen, daß 1870/71 an der Spitze der Heeresleitung ein Geist stand, wie er einem Volke nur selten vom Schicksal geschenkt wird, und daß die Führer in der praktischen Schule vorhergegangener Kriege groß geworden sind. Auf die Hoffnung, daß der Zukunftskrieg an der Spitze des deutschen Heeres ebensolche genialen Männer wie 1870/71 wiederfinden wird, läßt sich nicht bauen. Die jüngsten Kriegserfahrungen im russisch-japanischen Kriege geben eine deutliche Mahnung, die Heranbildung der Führer bei der Kriegsvorbereitung in erste Linie zu stellen.

Die Altersverhältnisse der oberen Führer in den verschiedenen Feldzügen bieten besonderes Interesse. Abgesehen von Steinmetz, der im 74. Lebensjahre stand, hatten wir 1870 jugendliche Armeeführer; Kronprinz Friedrich Wilhelm war 39, Prinz Friedrich Karl und der Kronprinz von Sachsen waren 42 Jahre alt. Die Korpsführer hatten im allgemeinen das 60. Lebensjahr überschritten; der bedeutendste von diesen, Goeben, zählte 54 Jahre. Die japanischen Führer im Kriege gegen Rußland waren durchschnittlich jünger als die nichtfürstlichen deutschen Führer. Das 60. Lebensjahr hatten Oyama und Kodzu um wenigstens überschritten; Kuroki war 60, Ota 58, Nogi 55, während der Chef des Generalstabes, Kodama, als jüngster 52 Jahre zählte. Bei dem im 56. Lebensjahre stehenden russischen Führer Kuropatkin, der in jugendlichem Alter im Kriege Beweise großer Entschlossenheit gegeben und in seiner Friedentätigkeit sich besonders bewährt hatte, brachen unter dem Drucke der seine Fähigkeiten übersteigenden Verantwortung auch die in der Jugend bewährten Charaktereigenschaften des Wagemuts und der Entschlossenheit zusammen, freilich nach einem Jahre währenden Schlemmerleben in Petersburg. Wenn wir Vergleiche ziehen wollen, um die Bedeutung des Lebensalters für die oberen Führer eines Heeres richtig zu würdigen, dürfen wir nie vergessen, daß die glänzende Siegeslaufbahn Napoleons nicht zum wenigsten der gewaltigen Kraft und Frische der Jugend zuzuschreiben

ist, die der Führung des napoleonischen Heeres eigen waren. Von den französischen Marschällen hatte im Jahre 1806 nur Berthier das 50. Lebensjahr überschritten.

Mit dem damals 37-jährigen Napoleon waren gleichaltrig Lannes, Ney und Soult; Murat zählte 39, Bernadotte 43, Massena 48, Augereau 49 Jahre; jünger als Napoleon waren Dabout mit 36 und Marmont mit nur 32 Lebensjahren. Wen kann es wundernehmen, daß vor solcher weltstürmenden Jugendkraft die bedächtige, altersschwache Führung des preußischen Heeres wie ein Kartenhaus vor dem Winde zusammenbrach!

So wenig die Feldherrneigenschaften an sich an das Lebensalter gebunden sind, so dürfen wir doch nie außer acht lassen, daß zur erfolgreichen Ausführung der kühnen Ideen eines gottbegnadeten Feldherrn zum mindesten wagemutige und selbsttätige Unterführer nötig sind, daß diese auch befähigt sein müssen, beim Versagen der obersten Heeresleitung die Operationen zu einem leidlich guten Ende zu führen. Wieviel heutzutage im Kriege auf die Selbsttätigkeit der Unterführer ankommt, beweisen unsere eigenen Kriegserfahrungen von 1866 und 1870 ebenso wie die des russisch-japanischen Krieges. Am Schlusse des ersten Teiles der deutschen Ausgabe des russischen Generalstabswerkes heißt es: „Der ganze Verlauf des Feldzuges zeigt, daß die russischen Niederlagen nicht widrigen Verhältnissen, nicht materieller und auch nur in sehr geringem Maße moralischer Überlegenheit des Gegners zuzuschreiben sind, sondern in erster Linie, man kann sagen einzig und allein, dem Mangel der Führung an Verantwortungsfreudigkeit, an frischem, kühnem Wagemut.“ Wo sich bei den Russen eine Spur von Selbsttätigkeit und Unternehmungsgestalt zeigte, wurde sie schleunigst von oben zerstört. Dieser verhängnisvolle Einfluß der oberen Führer bis zur obersten Heeresleitung erhält eine ganz besondere Beleuchtung, wenn man sich daran erinnert, daß ein russischer Militärschriftsteller, Generalleutnant Woide, es war, der lange vor dem Kriege in einem Buche über die Ursachen der Siege und Niederlagen im Kriege 1870 in ausgezeichnete Weise den

entscheidenden Anteil der Selbsttätigkeit der Unterführer an den deutschen Siegen nachgewiesen hat.

Alle Kriegserfahrungen stimmen darin überein, daß die erste Bedingung des Sieges in der Führung liegt, und daß mit dem Anwachsen der Heere der Selbsttätigkeit der Unterführer eine entscheidende Bedeutung zukommt. Wird dies anerkannt, so ist die logische Folge, daß die wichtigste Kriegsvorbereitung neben der Schaffung des Heeres selbst die Heranbildung solcher Führer ist, wie sie für die heutige Kriegführung mit Massenheeren nötig sind. Als hervorstechendste Eigenschaften der Führer sind nach allen modernen Kriegserfahrungen Verantwortungsfreude, Wagemut und Selbsttätigkeit anzusehen; und diese sind, besonders in langen Friedensjahren, mehr der Jugend als dem Alter eigentümlich. Nun erleben wir in solchen Zeiten die eigenartige Erscheinung, daß im Volke ebenso wie in den Parlamenten Einmütigkeit herrscht, wenn es sich darum handelt, dem Heere die neuesten Errungenschaften der Technik nutzbar zu machen, daß aber in weiten Kreisen das Verständnis für die Bedeutung der richtigen Heranbildung von Führern fehlt. Man glaubt der vaterländischen Pflicht genügt zu haben, wenn man den Offizieren im Frieden ein leidliches Auskommen gewährt, ihnen die Möglichkeit zu wissenschaftlicher Vor- und Weiterbildung gibt und sie am Schlusse ihrer Laufbahn wenigstens vor den drückendsten Nahrungsorgen schützt. Damit ist für den Krieg noch wenig getan. Vor allem muß Vorsorge getroffen werden, daß bei den Führern im Kriege diejenigen Charaktereigenschaften angetroffen werden, auf denen in erster Linie die Führerleistungen beruhen, d. h. wir müssen sorgen, daß wir junge Führer schaffen und durch die Art des Friedensdienstes nicht die Charaktereigenschaften toteschlagen, die wir im Kriege dringend brauchen.

Alle unsere Bestrebungen, die auf Förderung des Offizierkorps abzielen, dürfen nicht von kleinen Friedensrückfichten eingegeben oder beschränkt werden; sie müssen in erster Linie den Forderungen des Krieges Rechnung tragen.

G.